

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

195 (25.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Douaumont

Die Antwort auf „Im Westen nichts Neues“

Die Ufa lanciert einen Kriegsfilm — und wie alle Kriegsfilme der Ufa natürlich „ohne Tendenz“. Ohne Tendenz, das bedeutet: lauter roter, zufriedener Jugens, die lächelnd zum Sturmangriff vorgehen, forsche, mutige Leutnants, die von ihrer Mannhaftigkeit überzeugt sind, und über allen und allem das Vaterland, für das man „mit stürmender Hand“ Eroberungen macht.

Wenn der Regisseur Heinz Paul, der auch seinerzeit den ähnlich angelegten Sommer-Film produzierte, Tendenzlosigkeit predigt, so muß man überhaupt erst fragen: Was soll dieser Film? Kriegstechnik erläutern? Angehörige der Opfer aufs Neue verwunden? Geschichte memorieren? Nun, diese Art Geschichtsbetrachtung erinnert verdammt an die Gedankenspiele jenen Angehörigen.

Die politischen Ursachen, die diesen Film ins Leben riefen, liegen tiefer. Man wollte endlich einmal ein Gegenbeispiel zu „Im Westen nichts Neues“ schaffen, man wollte den Eindruck, den der verhasste Film gemacht hatte, verwischen, sein Abbild des Krieges revidieren, um dann sagen zu können: Seht her — so sieht der Krieg ohne Tendenz aus!

Von Februar bis Oktober 1918 tobte der Kampf um das Fort Douaumont bei Verdun. Heinz Paul nennt seinen Film „eine Rekonstruktion“ dieses Kampfes, die kein Spielfilm sein will. Es gibt Lehr- und Kulturfilme, die verkrampfter, theatralischer, gestellter wirken als Spielfilme. Man kommt, das man bei ihnen gern alles als bare Münze nimmt, da sie ja ausdrücklich Erfindungen und Fiktionen abtrotzen. Ebenso gefährlich ist ein anderes Mittel, mit dem Heinz Paul seine Arbeit glaubhafter machen will. Er verwendet zwischen rekonstruierten Bildern authentische Aufnahmen. Zwischen jenen Bildern und diesen Aufnahmen klafft ein Unterschied. Dort Helikopter und Delfination — hier nüchternes, erschütterndes Fotomaterial. Am eindrucksvollsten Verdun Raumung durch die Zivilbevölkerung — alte Frauen mit ihrem Wäschebündel, Kinder, verlorne Mütter, Kranke, und dazu ein Regentag, an dem sich die Lastautos und Gleise der Eisenbahn hoffnungslos ausnehmen. Leider sind solche Bilder in zu großer Minderzahl, um dem Film den Stempel aufzudrücken. Aber die Gefahr besteht, daß der Zuschauer nicht immer weiß, was authentisch und was Rekonstruktion ist, und etwa das „keep smiling“ der Soldaten für Original hält.

Hauptmann Heintz und Leutnant Radtke, unter deren Führung im Februar 1918 der Douaumont erklammert wurde, wirken auch im Film in der gleichen Eigenschaft mit. Sicher konnten diese „Kollen“ mit keinen Würdigeren besetzt werden. Aber diese Herren, weniger vor dem Feind als vor der Kamera ungewohnt, fallen in schlechtes Theaterpiel. Sie setzen sich selbst eine Glorie auf, fallen in schlechtes Theaterpiel. Sie setzen sich selbst eine Glorie auf, fallen in schlechtes Theaterpiel.

Auch sonst fehlt dem Film gerade das, was seinen Widerpart „Im Westen nichts Neues“ in so hohem Maße auszeichnete: Das Erzählende. Es gibt zwar genug Grauenhaftes auch in diesen Bildern, aber der Bildablauf fließt träge dahin. Dort man eine Reportage nicht zusammenballen, steigern, forste und piano spielen lassen? Hinauskommt, daß der Film stellenweise stumm läuft, von einer störenden und törichtesten Musik begleitet. Wir können heute nicht mehr Schlachtenbilder mit musikalischer Untermauerung von „Ich hatt' einen Kameraden“ ertragen.

Douaumont. Hunderttausende von Deutschen und Franzosen liegen dort begraben. Eine Explosion, von der niemand weiß, wie und warum sie entstanden, kostete vierhundertfünfzig Menschen das Leben. Unendliche Ebenen, mit Kreuzen gesät, zeigen die Gräber an.

Douaumont. Ein schmutzgraues Fort, das unter dem sechsmonatigen Feuer zerbröckelte und das die Artillerie bis auf die Kajematten zerstörte. Im Oktober saßen die paar noch lebenden Deutschen ermüdet, verwundet, gasstank ab. Kein Mensch würde heute um das Stückchen unfruchtbarer Erde einen Stein erheben.

Wie schließt der Film? „Sie starben für das Vaterland.“ Jeht wissen wir's.

farbenblindheit

Es ist zweifellos ein seltsamer Umstand, daß man vor ungefähr hundert Jahren von jener Anomalie des Auges, die wir Farbenblindheit nennen, noch überaus wenig wußte. Noch verwunderlicher scheint dies, wenn wir hören, daß die meisten antiken Wörter farbenblind waren, das heißt, ohne die Fähigkeit gewesen sind, gewisse Farben voneinander unterscheiden zu können, oder daß zum

mindesten ihre Farberempfindungen völlig von den unserigen verschieden waren. Es geht dies schon aus der Tatsache hervor, daß die blaue Farbe überhaupt nirgends eine Erwähnung gefunden hat. Der Einwand, die blaue Farbe habe man damals vielleicht nicht herstellen können und deshalb auch nicht genannt, ist hinfällig, da genau Rosen, andere Löpferwaren, Waffen und die verschiedensten Gebrauchsgegenstände gefunden wurden, die blau gebrannt oder blau bemalt waren.

In der indischen „Beda“ und in der „Zendavesta“ — jener Sammlung ostpersischer Religionsvorschriften des Zoroaster, wird der Himmel schwarz genannt; Homer wiederum spricht vom purpurnen Himmel und in einzelnen Sprachen des Altertums finden wir zu seiner Charakterisierung durchgängig Wörter angewandt, die nach der Meinung der Fachgelehrten so viel wie grün bedeuten. Auch in der Bibel und im Koran ist niemals vom blauen Himmel die Rede. Es bleibt uns demnach tatsächlich nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß die Menschen des Altertums das reine Blau nicht zu erkennen vermochten.

Einmal liest man in der Bibel, es habe Schwefel, ein anderes Mal, es habe dies und jenes geregnet. Sollte man da nicht annehmen können, daß der von einem Sturm hochgewirbelte und weite Strecken fortgeführte Wüstenland der Sahara sich mit niedergehenden Regen vermischte und so auf die Erde heruntergerissen wurde? Man könnte demzufolge glauben, daß die damals lebenden Menschen gelb und gelbbraun nicht unterscheiden konnten. Verschiedene Forscher behaupten auch, daß zu gewissen Zeiten von manchen Völ-

tern der Antike grün nicht wahrgenommen worden ist. Diese Behauptung hat eine Stütze in der Tatsache, daß zu jeder Zeit und überall die Wiesen grün waren, andere Völker sahen schwarz und rot als die nämliche Farbe.

Dieser Mangel der Differenzierungsmöglichkeit des Auges der damaligen Menschen läßt sich durch das Darwinische Entwicklungsgeles erklären, demzufolge sich im Laufe der Jahrtausende alle Organismen und ihre Teile vervollkommen haben. So hat sich die Regbarkeit des Auges, die heute beim Durchschnitt der Menschen für sämtliche Farben des Spektrums die gleiche Empfänglichkeit und Empfindlichkeit besitzt, die Fähigkeit, Farben unterscheiden zu können, ebenfalls erst ganz allmählich erworben.

Uraufführung in Baden-Baden. „Der Mann aus dem Pfefferland“, Komödie von E. von Glöckner, ist für den 20. Oktober auf gemeinsamen Aufführung von den Städtischen Schauspielern Baden-Baden und den Städtischen Bühnen Wuppertal-Barmen erworben worden. Der Verfasser tritt damit zum ersten Male als Bühnenautor an die Öffentlichkeit.

Straßen ohne Ende. Wie wir erfahren, ereignet in den nächsten Tagen im „Ais-Verlag“ GmbH, Berlin S. 14, ein Buch, in dem ein fährender Fachmann auf dem Gebiete der Fürsorgeerziehung Schicksale, Weg und Entwicklung der Fürsorgeerziehung in Form eines Romans gestaltet. Unmittelbar nach dem Scheitern dieses wird dieses Buch ohne Zweifel das Interesse der Öffentlichkeit erwecken.

Sommer am Meer

Raum stärker als dein Blut im Handgelenk bewegt das Meer mit rubinem Atem sameneine Kieselsteinen, Bruchteile eines Millimeters, hin und her, vor und zurück, auf und ab. Der schmale Strand steigt sich in einer Steilwand dreißig Meter über dem Meer hinaus ab.

Du lächelst vielleicht die Söhne der Pharaonen und hast ihren Sinn begriffen. — Hier am Meere hast du Gewaltigeres und Riesenhafteres als die Gesichter am Wunder-Nil. Im Würfelspiel der Wellen zeigen Meer und Erde dir alle Urachseinnisse vom ersten bis zum letzten Wellenstöße. Hier ist die Erde unberührt von Menschenhand. Der Fuß, den du hier vorwärts setzt, geht Schritt für Schritt Tausende zurück, und jeder Schritt ist eine Empfindung, die keine Sinne vergebens zu umspannen lüden.

Ein wildes Felsgeröll von Steinblöcken sperrt den Weg. Es liegt um das Kieselstrand der Steilwand wie eine schwere Kette. Wer schleuderte die mächtigen Felsblöcke und wie schmerzte wie feindliche Würgelgasse gegen die trotzig, unbewegliche Stein? Kieselströme schleppen auf Eis gepanzerter Straße den Granit auf wütendem Angriff jährenweit hierher. Munitionstransporte der Eiszeit!

Und heute? In dem Lehm der Steilwand hat das Meer Stafakiten zu einer riesigen Orgel geformt. Die Schwerkraft des Lawastens hat mit einem niederfallenden Regen die Tropfsteine zu schmalen und breiten Orgelpfeifen geästet und gerundet und eine Kieselorgel aufgebaut.

Wellen singen zum Spiel des Windes das Credo der Unendlichkeit. Neben der Kieselorgel steht dir unter regensicherem Wurzelschleiert eine Höhle, die erste Menschenwohnung, offen. Hier ist der Menschheit Vaterhaus.

Rimm diese Muscheln hat das Meer die Schwelle bestreut. Rimm diese Muscheln in die Sand! Fühle über die winzigen Brüste hin! Die sanft gemischte Schale treibt in Meereswellen mit ihren Linien auf und ab und heißt als marmornes Gefäß den Kern des Lebens. Wende die Muschel und dir öffnet sich eine Ockerkale, die mit ihrem Perlmutter in sieben Farben das Häufel größer macht. Da hältst in deiner Hand das erste, älteste Gefäß, das ersten Trunk den Menschen bot und das an deinem Ohr das Meer — dein eigenes Blut im Wüderklang — brausend ertönen läßt.

Das Meeres ewige Bewegung geht die winzige Muschel. Oder war es die winzige Muschel, deren Geleite allen Ozeanen ihre ungeheuren Gewalten gab? Tragend spielen wir Verstecken ... immer suchen wir uns selbst!

Eine Fischgräte liegt im Sande und eine Feder liegt dabei. Sie sind im Bau den Tannen gleich, die spitz über die Steilwand ragen.

Ich zerbreche die Fischgräte und finde eine seltsame Brückenformstruktion zum Seefern und zur Muschel hin.

Die Muscheln, Schnecken, Schrauben, Muttern (Mutter, welsch ein millionenfaches Bindestück), Gewinde, Uhrfeder, Spindel, Spule, Motor ... endlos sind die Zusammenhänge von Stoff und Geist bis hinauf in den Spiralebenen der Fischgräte.

Unere Parallelen treffen sich unendlich! Wir sind im Atemzug den strahlenden Lebenswindungen der Muschel verbunden. Wir sind ihr gleichgestellt mit Blutkreislauf und freilebenden Gedanken. Die Schale, die mein Hirn umschließt, ist eine Schnecke, um nichts schneller und nichts langsamer als das gewaltige Meer. Der Felsen, der im Meere liegt, wird immer meine Schulbank sein!

Das Meer treibt eine Qualle in meine eingetauchten Hände hin und her. Das Meer wogt der Qualle Leben an, wie deine Mutter dir auf ihren Armen Leben zutrug und dich in ihrem Fruchtwasser hielt, darin du wie eine Qualle als unheimbare? Embryo mit deinem Herzstern — im Pulsschlag auf- und niederwogst!

Im Spiel des kaum bewegten Meeres treiben die vierseitigen Quallen wie rätselhafte Sterne auf dunklem Lebensgrund. Ihre vierteiligen Zersenskerne eröffnen dir geometrische Rünfte, die in gotischen Kollenzersenskerne die Wände der Dome und Münster durchbrechen.

In jedem auf und ab der seltsamen Rundgebilde schwingen des Meeres Zirkelschläge und legen Bahnenstufen zusammen, die ein Fischelangelo in die Kuppel eines Petersdomes hineinzubereite.

Eine ältere Kuppel schwimmt die Qualle — eine Meeresalge ohne Klana.

Beste erfindet, wie eingeschlagene Kinderlippen liegt das Meer und schmeckt mit alles Lebens Ur- und Grundbausteinen in Sand und Hin. So wäre, was die Wissenschaft aus der Dunkelkammer der Sternennacht auf die photographische Platte bringt.

Was in den Dreiecken der ewigen Strahlenscheitels wandert, sagt mir die siebenfarbige Schale aus Perlmutter, die dem Meer entsteht und zeigt die Schnecke, die mit fröhlichem Gebälke das große Weltenshaus des Alls auf ihrem Rücken trägt.

Jeder Stein zu deinen Füßen ist ein Hammer in deiner Hand und wird unter deinen Augen ein Gewächs, darüber du hinwegstirbst!

Ich hebe einen Stein vom Strande auf. Er ist mit Poren besetzt wie meine Haut. Verfeinerte Saugnapf-Mund an Mund — wie kleinste Gefäße, wie sechsadrigte Waben im Bienenhaus. Die kleinen Gefäße fallen in Strahlen eines das andere. Sie klammern sich in ihrer scheibbaren Unregelmäßigkeit an eine Ordnung, die wir nur in den Sternen möglich glauben.

Millionen Jahre weit find wir von allen Sternen ... wie weit find wir von uns entfernt. C. B. Hiesgen.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

30 Nachdruck verboten Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Zum Himmelstanz will der Babbenheimer wieder aufspielen. Darum lacht er die Bäuerin auf. In der Kleiderkammer trifft er sie, wo sie ihren Reichtum für den äußeren Leib durchmustert und nachsieht, ob sich keine Motten eingenistet haben.

„Was willst du?“ fragt sie ihn, als er eintritt.

„Ja,“ sagt er, „ich muß zu Himmelstanz aufspielen.“

„A, kennst du das net lasse? Mußt du immer wieder dabei sein?“

„Das hab ich mir doch vorbehalten?“

„Freilich, aber ich hab 's net gern.“

„Warum?“

„Weil ich net dabei sein kann. O, ich könnt noch; aber —“

„Warum frast ihr den Doktor net? Ich mein, es wär ei Gländ, solang aussehe un nits zu tue.“

„Er will ja niks vom Doktor wisse. Ruf ich den Doktor, dann meint der Bauer, er piff auf 'm letzte Loß. Aussekrast hab ich den Doktor auch schon.“

„Ihr wißt, was ich seit langem geprobt hab un den?“

„Er hat zu bestimme.“

„Un ihr seid sei Weiß, un er gehört euch, un da habt 'r auch ei Wort.“

„Schon auf. Wenn er aber net will?“

„Aber der Sommer kommt und die Ernte.“

„Kann mer sich net un bis verlasse? Es is doch alles im Lot!“

Das Klang vertraulich.

„Aber freilich, d' tußt immer noch so fremd,“ lacht sie in beleidigt klingendem Ton fort, „un geht nur deiner Wege. Ich den, der Lohn is so gut, daß d' das Unspiele lasse könnt, Babbenheimer.“

„Das steck mer so im Blut,“ entgegnete er frisch, „Was kann ich davor?“

„Wann d' ein Bauer wärst, ging das doch net.“

„Ich sein feiner.“

„Kannst d' am End noch werde.“

„Das glaub ich net. Ich hab noch sei mit zwanzig Ader lenne

gelernt, die mir dasse tät un die mich will. Un ob ich dann net doch mei alt Luft bezieht?“

„Einge tußt d' ja schon gar net mehr, un bei Weis hat Peterstag.“

„Wo der Bauer so krank is, weiß ich, was sich gehört. Un grad, weiß ich's hier net kann, muß ich's drauß.“

„Ich weiß net, wie das is und woher das kommt, daß ich's net leide mag, daß d' bei jedem Tanz bist un den andere so Bergnüge machst. Weil ich auch ei lustig Blut bin un gern dabei wär?“

„Wielleicht! Wielleicht is 's auch was ganz anneres. Gud mich mal recht an.“

„Sie lachte ihm voll in das Gesicht.“

„Meinst d', das wär mir nach der Müß, daß ich hier immer so tue muß, als ob mir die Bühner das Brot gestreife hätte? Was is dann lo ei Lebe? He? Mir geht 's wie dir, wann die Sonn lacht un alles froh is, un ich sein verdammt noch sei alt Reft.“

Die Bäuerin redte sich auf, daß der oberste Knopf ihres Leibchens sprang und stellte sich neben ihn.

„Mit dir mößt ich ei Nacht tanze, Babbenheimer. Meinetwege geh hin un spiel.“

Dann wandte sie sich hart ab, drehte sich aber gleich wieder um und sah ihn lachend an. Ihr Gesicht glänzte purpurrot und ihre Lippen bebten. Er gewahrte einen feuchten Glanz in ihren Augen und fühlte das Entgegenbeben ihres Leibes.

„Wir wir und er sagte: „Wenn ihr meint, daß ich 's lasse soll?“

Sie rief ihm an sich und sprudelte ihm heiß in das Ohr: „Un wann es ei froh Gländ is, dann is es ei Gländ der Natur. Gott, drunte list mei Mann. Er is nur mei halber Mann. Wen hat der all die Zeit vorher außer mir gehabt? Freilich iert? Aber ich sein noch obe.“

„Ummhoferin!“ kam es erschrocken über seine Lippen. „Ummhoferin.“

„Wid bin ich, wid!“ schrie sie fast, drückte ihn stürmisch an sich, küßte ihn auf die Augen und gab ihm danach einen Stoß. „Nun weißt du alles, alles, alles.“

Er stand stumm vor ihr.

Sie sah ihn mit suchenden Lippen und funkelnden Augen an, sah seine Erregung, sein Beben und sagte beschiedigt: „Wiss d' willst hiele? Geh nur un spiel, un dann ersähst d' mir alles.“

Nach einer Weile ging er.

„D' brauchst deiner Mutter nits zu spreche. A Tee vor mich hat se doch net. Du sollst mei Tee sei.“

Was auf dem Ummhof zu schaffen war, wurde zur rechten Zeit geschickt. Auf dem weiten Hofraum war Ordnung und in den Ställen Gesundheit und Segen.

„Wenn er den Babbenheimer net hätt!“ sagten die Wallener. Er schuftet, als ob er der Herr vom Ummhof wär.

Wer hätte das von dem Fröhigen gedacht! Wie sich der auf so einem Gute so schnell auskennt!

Und die Jagdfreunde, die den Kranken Bauern ausweilen besuchten, hatten immer den Trost: „Weißt du noch jene, alter Jung, un dem Hof geht alles fadenzag. Der Babbenheimer hat ja ei froh Maul; aber auch Schid zum Bauer. Sei ganz Gemert is noch sei im Schwung. Der Waldmüller ärgert sich kurzhat, daß er n hat laufe lasse. Pflaß dich nur un halt Ruh. In diesem Jahr hat's bannia Base gefeet, un es sein auch wieder Rebe hinfel da.“

Die Ummhoferin war auch tüchtig auf dem Damm und guckte in alle Winkel hinein, morgens in aller Früh und abends mitunter recht spät. Der Babbenheimer ging ihr, wo er nur konnte, aus dem Weg und sprach nur das Notwendigste mit ihr. Sie hatte ihn mit dem, was sie so verriet und vieldeutig einflößt, wenn von den Küßern, der Weibe, dem Kleebeu oder irgend einem landwirtschaftlichen Ding die Rede war, verwirrt und unruhig gemacht. Ihr macht es Vergnügen, wenn sie vertraulich zu ihm reden konnte und allemal bemerkte, wie er bald tot wie Wat, bald weiß wie der Kalk an der Wand wurde, wenn sie ihn mit ihren vieldeutigen Worten zu umstricken ludte. Würste sie mit dem Kranken Mann allein auf dem Hof sein, dann würde sie es nicht aushalten. Mit allen Mägden habe der schon getan und nichts nach ihr gefragt. Sicherlich wäre er auch nicht mit seiner weichen Brust auf die Treibjagd nach Nidelsberg gegangen, wenn nicht die Wirtin dort ein Kuchmaul und die Marie in der Küche hätte. Da der Ummhofer würde noch immer so leben, wenn ihn die Braut nicht lo gepackt hätte. Wenn man alles von ihm wüßte! Die Wallener Männer sind in alle nicht ohne. Und wie hat er sein Weib die Jahre durch behandelt? Beileibe nicht schlecht. Er hat sie auszuföhret, ließ sie willig in die Stallstuden geben und freute sich, wenn sie sich ihm in einem neuen prallen Nieder seigte; aber er veragte sie zu leicht, wenn er eine andere in den Arm nehmen konnte, er küßte zu gern sich sträubende Kleinmägde. Sollte da nun die Ummhoferin traurig und niedergeschlagen sein?

(Fortsetzung folgt.)